

Die Zelle Welt

Nr. 41

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1910

Erweckt.

Roman von H. Ger.

(Fortsetzung.)

8.

Nach eingenommenem Mittagsmahl tritt denn auch die kleine Gesellschaft den verabredeten Spaziergang an. Vorauf die beiden Herren, ihnen folgend die drei Damen, Dora in der Mitte.

Der Oberförster wählt einen Weg, auf dem man sich dem Stankorhanse ganz von der Waldseite nähert. Da der Saum des Waldes mit dichter Tannenschonung bewachsen ist, die keinen Durchblick gestattet, gelangen die Spaziergänger bis hart an das Haus, ehe sie es zu Gesicht bekommen. Aber schon von weitem schallt ihnen dröhnender Hammerschlag entgegen, untermischt mit dem hellen Klingklang der Amboschläge, wenn der unsichtbare Schmied das Schmiedestück wendet, und begleitet von dem schmetternden Gesange einer vollkräftigen, wohltonenden Männerstimme.

Die kleine Gesellschaft bleibt einen Augenblick lauschend stehen, ehe sie aus dem Walde heraustritt. „Ein Choral scheint es gerade nicht zu sein, was der da singt,“ flüstert Doktor Bauer, mit der Hand auf die Richtung deutend, aus der der Gesang kommt. „Das Lied klingt merkwürdig trohig mit seinem Schlussrefrain von den Arbeitsmännern.“

Nach einer Weile verstummt Hammerschlag und Gesang und der Oberförster gibt seiner Umgebung ein Zeichen, ihm zu folgen. Er selbst schreitet voraus und öffnet die Türe zu dem umfriedigten Hofraum. Inmitten des letzteren steht vor einem transportablen Schmiedeherd, und gerade im Begriff das Feuer aufzuführen, der Schmied. Eine hohe, jugendliche, kraftvolle Gestalt, angetan mit Bluse und Schurzfell, und in bloßen von Luft und Sonne gebräunten muskulösen Armen.

Als er den Oberförster mit seinem Gefolge gewahrt wird, nimmt er schnell das Eisen aus dem Feuer, wirft das Schurzfell ab, und geht den Eintretenden entgegen.

„Seien Sie uns nicht böse, lieber Herr Berg, wenn wir Sie eine Minute stören,“ ruft ihm der Oberförster entgegen. „Wir haben Hebe Gäste, die sich Ihre wundervollen Einrichtungen in Haus und Stall einmal ansehen wollen. Darf ich vorstellen: Herr Doktor Bauer, Frau Noack mit Fräulein Tochter.“

Doktor Bauer betrachtet mit Interesse den jungen Mann, dessen offenes Gesicht mit den leuchtenden blauen Augen, der klaren Stirn, den

Sie von meinen bescheidenen Leistungen recht enttäuscht werden.“

„Nein! Nein! Das ist nicht zu befürchten, dafür haben Sie schon gesorgt,“ erwidert der Oberförster. „Herr Doktor Bauer hat den Wunsch, mal Ihren Musterstall zu besichtigen, und die Damen, na, das wissen Sie ja schon, die interessieren sich für das Stockverfahren ohne Feuer.“

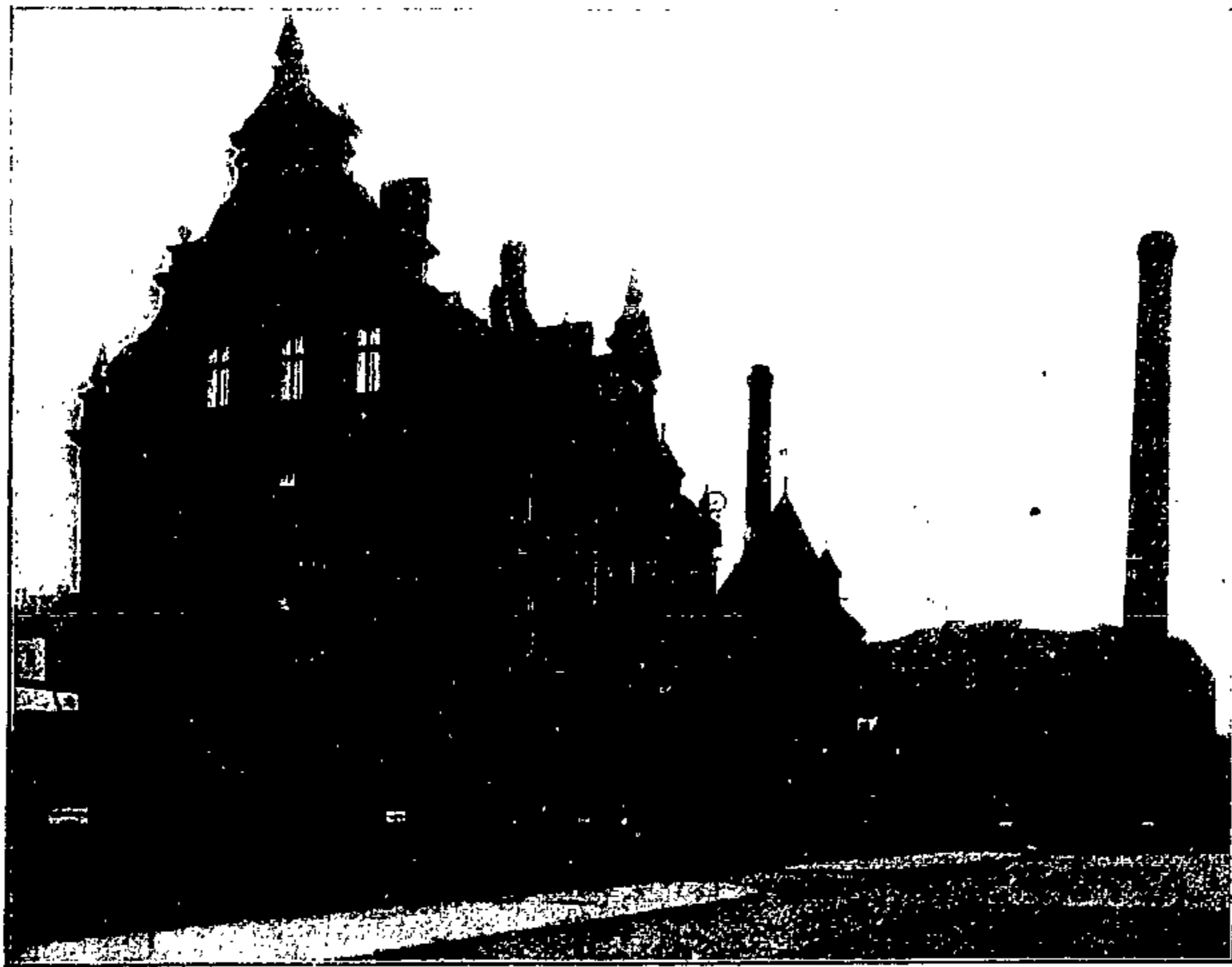
„Dann haben Sie wohl die Freundlichkeit, die Damen in das Haus zu geleiten, Frau Oberförster. Sie finden dort meine Mutter, die Ihnen gern alles zeigen wird. Sie wissen ja bei uns Bescheid. Ich will inzwischen den Herrn Doktor durch den Stall führen. Nach der Besichtigung bitte ich die Herrschaften, noch einen Augenblick im Gartenhause zu verweilen, damit ich Ihnen als kleine Erfrischung eine Probe von unserer Milch reichen lassen kann.“

„Nehmen wir gern an,“ entgegnet die Frau Oberförster, mit den Damen Noack auf das Haus zuschreitend, während sich Helmut mit dem Doktor und dem Oberförster dem Stalle zuwendet. Als Helmut den letzteren öffnet, stößt Doktor Bauer einen Ruf der Ueberraschung aus. „Himmel-fapperlot! das nenne ich einen Stall! Einen so freundlichen, gesunden Auf-

enthaltort für Vieh habe ich in der Tat noch nicht gesehen.“

Dann geht Doktor Bauer die Reihe der Kühe durch, mit den Augen des Arztes die einzelnen Stücke mustern. Dabei ruft er immer wieder von neuem aus: „Diese strotzenden Enten! Diese glänzenden Felle! Solches Vieh zu besitzen, das ist wirklich eine Freude. Und was sehe ich, Sie haben ja Ihr Vieh nicht einmal angebunden, Herr Berg! Es steht ja ganz frei in den Ständen!“

„Allerdings, Herr Doktor. Auch mit dem alten Herkommen, nach dem das Vieh hier im



Das Hauptgebäude des Berliner Asylvereins für Obdachlose.

gebräunten Wangen und dem schwarzen leicht gekräuselten Vollbart ebensoviel frohen Jugendmut wie männlichen Ernst widerspiegelt. Ihm entgeht es auch nicht, daß bei der Vorstellung der Blick des jungen Mannes einen Moment mit dem Ausdruck schmerzlicher Ueberraschung und innigen Mitleides auf der Leidensgestalt des jungen Mädchens ruht.

„Die Herrschaften sind mir herzlich willkommen,“ antwortet Helmut, mit einer leichten Verbeugung gegen die Fremden, dem Oberförster. „Ich will nur hoffen, daß Sie Ihre Erwartungen nicht zu hoch gespannt haben, sonst könnten

Gebirge mit schweren eisernen Ketten an den Stand gefesselt wurde, habe ich gebrochen. Bei richtiger Erziehung der Tiere erweist sich diese Maßregel als ganz überflüssig. Das Vieh fühlt sich ungefesselt viel wohler und es kann bei Feuersgefahr schnell aus dem Stall gebracht werden, während das gefesselte meist verloren geht. Mein Vieh ist so gewöhnt, daß es bei Tag oder bei Nacht, wenn die Türe geöffnet wird, auf einen einzigen Ruf schnell und in voller Ordnung den Stall verläßt."

"Sehr verständig! Sehr praktisch! Und einen Vaderaum haben Sie auch für Ihr Vieh?"

"Jawohl, Herr Doktor!"

"Wie benimmt sich nun das Vieh beim Baden? Läßt es erkennen, daß ihm das Brausebad angenehm ist?"

"Im höchsten Maße, Herr Doktor. Die Tiere wissen fast auf die Stunde genau, wenn wieder die Zeit zum Bade da ist, und jedes einzelne wartet mit Ungeduld darauf, bis es an die Reihe kommt. Die Einrichtung ist so getroffen, daß das Abbrausen nur einige Minuten Zeit in Anspruch nimmt. Das gebadete und abgetrocknete Tier kehrt in seinen Stall zurück, und das nächste kommt von selbst nach dem Vaderaum. So geht es weiter, bis die Reihe durch ist, ohne daß ich ein Wort zu sagen brauche."

"Ausgezeichnet! Wirklich eine müttergütige Viehpflege. Da müssen sich ja die Tiere wohl und behaglich fühlen und das ist gerade bei der Milchbildung in bezug auf ihre Qualität von allerhöchstem Werte."

"Wenn Sie noch einen Blick in diesen Mann werfen wollen, Herr Doktor," sagt Selmut, eine Tür öffnend, "hier ist unsere Milchammer."

"Zapperlot! Das blüht und glüht ja alles nur so. Und Sie haben für alle Ihre Produkte bereits feste Abnehmer?"

"Zur Zeit allerdings."

"Können Sie mir wirklich für meine Anstalt gar nichts ablassen, Herr Berg?"

"O doch! Nur muß ich erst meine Verbindungen mit den jetzigen Abnehmern lösen. Gegenwärtig müssen wir noch einen ziemlich Prozentsatz der Milch in Butter verarbeiten. Können wir die Milch als solche absetzen, erspart uns das Arbeit und Zeit."

"Abgemacht! Teilen Sie mir nur mit, wann die Lieferung erfolgen kann. Ich zahle jeden Preis, den Sie fordern."

"Das wird keine Schwierigkeiten machen, Herr Doktor. Ich berechne Ihnen nur den Normalpreis. Dagegen müssen Sie mir allerdings danken, daß ich meinen alten Kunden, wie beispielsweise der Frau Oberförster, auch weiterhin zuzehere."

"Selbstverständlich, Herr Berg. Ich dürfte mich ja sonst nicht mehr im Forsthaus sehen lassen. Die Frau Oberförster hat mir heute schon grünte Fehde angedroht für den Fall, daß ich etwa den Versuch machen sollte, ihr die Bezugsmilch im Kantorkauf abzuschneiden."

Selmut schließt den Stall wieder ab und geht mit den beiden Herren nach dem Gartenhaus, in dem die Damen bereits Platz genommen haben. Frau Noack ist von dem, was sie im Hause gesehen hat ebenso entzückt, wie Doktor Bauer von seinen Wahrnehmungen im Stalle.

Nachdem auch die Herren sich in den bequemen Gartenstühlen niedergelassen haben, bietet die Frau Kantor, eine rüstige Nünzgerin mit ungewöhnlich sympathischem Wesen, jedem der Anwesenden ein Glas Milch an. Doktor Bauer und Frau Noack erklären die Milch sofort für delikatisch. Der Oberförster und seine Frau nickten nur mit den Köpfen. Für sie bedarf es ja keiner Kostprobe mehr, um über die Qualität des Gebotenen zu einem Urteil zu kommen. Nur Dora läßt ihr Glas unberührt stehen. Doch die Frau Kantor redet ihr in so herzlich-mütterlicher Weise zu, bis auch sie von der Milch nippt, worauf sie das Glas öfter zum Munde führt und mit Behagen trinkt.

"Wie mir scheint, arbeiten Sie rastlos an der Verbesserung Ihrer Wirtschaft weiter, Herr Berg," nimmt der Doktor das Gespräch wieder auf. "Ich mutmaßte wenigstens, daß die Schneidarbeit, bei der wir Sie vorhin störten, gewiß wieder für irgend eine Neueinrichtung bestimmt ist."

"Stimmt Herr Doktor. Ich bin gerade dabei, mir eine selbstkonstruierte Grasmähmaschine anzufertigen. Bei den allen unebenen Wiesen wäre ihre Verwendung nicht möglich gewesen. Aber nachdem ich unsere Wiesen gründlich umgearbeitet und sauber planiert habe, kann ich zum Maschinenbetrieb übergehen."

"Damit werden Sie gewiß tüchtige Ersparnisse machen," meint der Oberförster.

"Gewiß, Herr Oberförster. Viel wichtiger ist aber noch ein anderer Umstand. Sie wissen selbst, wie unsicher um die Zeit der Heuernte herum hier im Gebirge oft das Wetter ist. Da heißt es dann jede Minute ausnützen. Nun sind ja bei uns weibliche Arbeitskräfte stets zu haben. Dagegen fehlt es an geliebten Mähern, seitdem durch die unglückliche Entwicklung, die unsere Verhältnisse hier genommen haben, die männliche Bevölkerung sich im Niederland Proletenwerb suchen muß. Bisher habe ich die Mäher aus Böhmen holen müssen. Das ist sehr unständlich. Zu Zukunft hoffe ich in der Zeit, die ich bis jetzt darauf verwenden mußte, die Mäher nur zu bestellen, die Wiesen mit Hilfe meiner Maschine selbst abzumähen."

"Das wäre aber ein —" gewaltiger Fortschritt, wollte der Doktor sagen. Doch die Frau Oberförster, die so sitzt, daß sie den Blick nach dem Walde hat, ruft plötzlich laut dazwischen: "Die Liese! Die Liese! Die Liese kommt und hat ein Junges bei sich!"

Aller Augen wenden sich nach dem Walde. Von dort kommt über den schmalen Wiesenraum, der das Haus vom Walde trennt, eine Hirschkuh, gefolgt von einem noch ganz kleinen Hirschkalb.

Frau Kantor öffnet schnell die Gartentür, und als ob sie förmlich hier zu Hause sei, schreitet die Hirschkuh weiter durch den Garten bis an die offenstehende Tür des Gartenhauses.

"Liese!" ruft ihr Selmut halblaut zu. Mit einem Sage ist die Hirschkuh bei dem jungen Manne, zutraulich ihren Kopf auf seine rechte Schulter legend. "Das ist brav von Dir, Liese, daß Du Dich wieder sehen läßt," schmeichelt ihr Selmut, dabei zärtlich dem Tiere den Hals streichelnd. "Und ein liebes Kind hast Du mitgebracht! Lasse es doch einmal näher sehen."

Das Kleine ist mit der angeborenen Scheu des Waldtieres an der Türe stehen geblieben und starrt mit den großen Augen ängstlich in den mit Menschen gefüllten Raum. Wie wenn die Hirschkuh den jungen Mann verstanden hätte, schreitet sie nach der Tür und schiebt mit ihrem Kopf das sich sträubende Junges in das Innere des Gartenhauses.

Selmut nimmt das zitternde Tierchen auf seine Knie und liebkost es so lange, bis es sich beruhigt hat. Dabei leckt ihm die Mutter beständig die Hände und das Gesicht.

Doktor Bauer und Frau Noack sehen mit staunender Bewunderung auf die Szene, die sich vor ihren Augen abspielt, und auch in den Augen Doras glimmt etwas wie Interesse an dem seltsamen Vorgang auf.

"Nun willst Du natürlich auch Dein Depot haben, nicht wahr, Liese? Da werden mich die Herrschaften freilich einige Minuten entschuldigen müssen," sagt Selmut zu seinen Gästen gewandt. "Unsere Liese ist zwar ein seelengutes Tier, aber auch fürchtbar eigensinnig. Wenn sie zu Besuch kommt, verlangt sie ihr Leibgericht, Milch mit eingemixtem Brote. Aber sie nimmt es nur von mir an. Wird es ihr von jemand anderem gereicht, betrügt sie sich sehr unartig, schlägt mit den Beinen aus, wirft das Gefäß um und

läuft weg. Deshalb muß ich sie schon selbst bewachen."

"Wo lassen wir aber inzwischen Dein Kind Liese? Wenn Du auch mit unserem Karo gute Freundschaft geschlossen hast, das Kleine in sein Nest zu bringen, wäre doch gewagt. Wir wollen es Fräulein Noack anvertrauen, bei ihr ist es gewiß gut bewahrt."

Selmut steht auf, trägt das Kleine bis an dem Sitz der Damen und setzt es behutsam der jungen Mädchen auf den Schoß. Ueber Dora Gesicht zieht eine Blutwelle, sie zuckt zusammen als das junge Tier ihren Schoß berührt, aber sie legt sofort ihre Arme um das zarte Geschöpf, um sein Heruntergleiten zu verhindern.

Die Liese ist mitgegangen und sieht den jungen Mädchen einen Augenblick, wie forschend in die Augen, ob sie ihm auch ihr Kind überlassen könne. Sie muß jedoch gleich Zutrauen gewonnen haben, denn sie leckt Dora schnell noch die Hände ehe sie hinter Selmut her nach dem Hause springt.

"Das ist aber doch der wunderbarste Vorgang, den ich je mit angesehen habe," sagt jetzt Doktor Bauer. "Können Sie uns die Sache nicht erklären, lieber Oberförster?"

"O, die liegt sehr einfach. Herr Berg hat der Liese das Leben gerettet. Vor zwei Jahren hatten wir einen besonders strengen Winter. Es wird schließlich das Wild sehr marode, obgleich in allen Mevieren nach Möglichkeit gefüttert wird. Tritt dann nach Tauwetter Frost ein, der die Oberfläche des Schnees mit einer leichten Kruste bedeckt, durch die das Wild bricht, während das Manzeug darüber weg läuft, dann werden die Füße tolldreist und sie wagen sich auch an die großen Stücke, die ihnen nicht entfliehen können. So kam Herr Berg zufällig dazu, als ein Fuchs die Liese niedergeworfen und am Hals bereits fürchtbar zerbißen hatte. Herr Berg verhielt den Fuchs; um dem Tiere schnell Hilfe zu bringen, nahm er es auf die Schultern und trug es heim."

"Getroffen hat er es?" fragt der Doktor. "So eine Hirschkuh hat doch ein ziemliches Gewicht."

"Ja, freilich! Das kann auch nur ein kräftiger Mann leisten. Aber auch Herr Berg war fertig, als er zu Hause ankam, nicht wahr, Frau Kantor?"

"Jawohl! Mein Sohn mußte sich völlig umkleiden. Er hatte nicht einen trockenen Nadel mehr auf dem Leibe, so hat er geschwitzt unter der Last. Aber er sagte, er konnte es nicht über sich gewinnen, das Tier liegen zu lassen, weil er fürchtete, daß in der Zwischenzeit, ehe er ein Schlitten holte, der Fuchs zurückkehren und dem Tiere den Garaus machen würde."

"Hier im Hause hat Herr Berg dann der Liese die Wunden ausgewaschen," fährt der Oberförster fort, "soweit es möglich war, zugenäht und alles gut verbunden. Dann hat er meinen Amtsvorgänger sofort Mitteilung von dem Vorgang gemacht, um nicht in den Verdacht des Wilddiebstahls zu kommen. Na, das würde gewiß keine Not gehabt haben, aber um dummen Geschwätz der Leute zuvorzukommen, war es immerhin gut. Mein Vorgänger hat sich das Tier auch bald angesehen, er hat aber keinen Pfifferling mehr für sein Leben gegeben, und auch Herr Berg gleich gesagt, daß er sich um sonst abgequält habe. Herr Berg hat die Liese aber doch am Leben erhalten. Freilich nur dadurch, daß er ihr wochenlang mit Hilfe eines Säckchens Milch einflößte. Dann ging die Geschwulst zurück und die Liese kam rasch wieder auf die Beine. Seitdem hängt sie mit rührender Zuneigung an ihrem Pfleger."

"Und sie kommt regelmäßig aus dem Wald zum Besuch in das Haus?" fragt Frau Noack.

"Ja! Aber nur im Sommer," antwortet Frau Kantor. "Dann geht sie in den Stall; überzeugt sich, ob ihr Platz noch frei ist; beschimpft unseren Schimmel, mit dem sie sich beson-

ders befreundet hat; jedenfalls noch eine Weile im Haus und Hof verum, und verschwindet wieder. Sobald aber der erste Schnee gefallen ist, kommt sie sofort und bleibt den Winter hindurch bis es im Frühjahr wieder frischen Grasschnitts gibt."

"Das Wunderbarste an der Sache ist," wirft die Frau Oberförster ein, "daß die Viese auch ganz ausgesprochenen Sinn für Musik hat. Nicht wahr, Frau Kantor?"

"Nawohl! Wenn mein Sohn in den Winterabenden musiziert, kommt die Viese in die Stube, legt sich an den warmen Ofen und hört zu. Sie liebt aber nur sanfte, einschmeichelnde Melodien. Mein Sohn hat schon oft die Probe darauf gemacht, was der Viese angenehm und was ihr unangenehm ist. Sie bleibt sich aber in ihrem Verhalten stets gleich. Sowie mein Sohn Schritte töne anschlägt, springt sie auf und rennt in der Stube herum, bis wir sie hinaus lassen. Manchmal geht sie meinem Sohn auch bei ihren Besuchen im Sommer nicht eher vom Leibe, bis er ihr etwas vorspielt."

"Darauf scheint sie es heute auch wieder abgesehen zu haben," sagt Helmut, der mit der Viese zurückkehrend, die letzte Neujahrsfeier seiner Mutter noch gehört hat. "Heute wird das aber kaum gehen, Viese. Wie Du siehst, haben wir lieben Besuch und die Herrschaften werden wenig Verlangen danach tragen, mein Gebräde zu hören."

(Fortsetzung folgt.)

Ein Musterasyl für Obdachlose.

Von Karl Leld.

Die vornehmste Pflicht der Gesellschaft ist die Sorge für die Armen und Elenden und unter diesen wieder für die Unglücklichsten der Unglücklichsten: für die Obdachlosen. Dieser Pflicht wird von den behördlichen Organen, denen diese Sorge obliegt, nur in unzulänglicher Weise genügt und, soweit es sich um Obdachlose handelt, vielfach gänzlich ignoriert. Wenn man überhaupt dieser Opfer der heutigen verkehrten gesellschaftlichen Ordnung gedenkt, so hat man für sie höchstens Raum entweder im Armen- oder Gemeindehaus, im Polizeigewahrsam oder gar im Arbeitshaus. Die Obdachlosigkeit macht sich in den Großstädten am härtesten bemerkbar und tritt äußerlich auch nach den verschiedensten Richtungen hin in die Erscheinung. Das hängt zusammen mit der Mitte vorigen Jahrhunderts einsetzenden ungeahnten industriellen Entwicklung und dem damit in Verbindung stehenden rapiden Anwachsen der Städte. Infolge einer plantlosen Produktionsmethode begann ein Auf und Nieder, wodurch zeitweise zahlreiche Arbeiter abgestoßen wurden, was für viele gleichbedeutend war mit Arbeitslosigkeit und Obdachlosigkeit. Auf die Dauer konnte man sich der Tatsache nicht verschließen, daß eine große Gefahr darin liege, wenn man nicht für Unterbringung der Obdachlosen Sorge. Das geschah denn auch. Aber wie! Hören wir, was uns der Begründer des Berliner Asylvereins für Obdachlose, der kürzlich verstorbene Gustav Thölde, davon zu erzählen weiß:

"Es war am Morgen des 28. November 1868, als ich mit einigen Herren den Berliner Polizeigewahrsam besuchte. Was mußten wir da sehen! In einem niedrigen dunklen Zimmer saßen auf Bänken ohne Lehnen dicht zusammengedrängt 60 bis 70 Männer jeden Alters mit dem Gesicht nach einem erhöhten Pult zugewandt, hinter dem der wachhabende Beamte, eine Pfeife rauchend, saß; ohne diese konnte es derselbe in diesem dunstgefüllten Raum wohl kaum aushalten. — Die Bedürfnisanstalt war nur durch einen Bretterverschlag abgeschlossen; ein Krug mit Wasser, aus dem alle trinken mußten, war das einzige Nahrungsmittel, das die Obdachlosen

während ihres von nachmittags 5 Uhr bis zum anderen Vormittag 10 Uhr währenden Aufenthalts erhielten! Die Räume für die weiblichen Obdachlosen waren ähnlich, nur nicht so überfüllt! Auch sie durften vor 10 Uhr des nächsten Tages dieselben nicht verlassen! Die Unglücklichen mußten allesamt sich einer ärztlichen Untersuchung unterziehen!"

Mit einem Wort: Die Obdachlosen wurden schlimmer als Verbrecher behandelt. Diese Art der Sorge für die Obdachlosen veranlaßte eine Anzahl hochherziger Berliner Bürger, am 30. Dezember 1868 zusammenzutreten zu einem Verein zur Gründung eines Asyls für Obdachlose. Die Grundsätze des Vereins wurden in zwei Resolutionen niedergelegt. Die erste lautete:

"Es ist Pflicht der Berliner Bürgerschaft, nicht Wohlthat, mit aller Kraft dafür einzutreten, daß die herrschenden entsetzlichen Zustände, welche eine immer größer werdende Gefahr für die Gesellschaft in sich schließen, soweit es durch Selbsthilfe möglich, gemildert werden, da eine gänzliche Beseitigung derselben in absehbarer Zeit unerreichtbar sein wird!"

Die zweite Resolution besagte:

"An den Vereins-Asylen muß das Elend ungekannt und ungenannt kommen und gehen. Die Polizei darf die Schwelle des Asylhauses nicht betreten."

Was der Verein in seinen Grundsätzen im Jahre 1868 niederlegte, hat er treulich gehalten. Leicht ist es ihm nicht geworden. Unter kläglichsten Verhältnissen, nur auf die Leistung freiwilliger Beiträge der Berliner Bevölkerung angewiesen, konnte er bereits im Jahre 1870 das erste Asylhaus für weibliche Obdachlose bauen und eröffnen, sowie im Jahre 1872/73 das Männerasylgrundstück erwerben und ein Haus darauf bauen. Im Jahre 1896 wurde hoch oben im Norden Berlins ein geeignetes Grundstück erworben und zunächst das Männerasyl errichtet, an das im Jahre 1907 das Frauenasyl angebaut wurde. Bis dahin befanden sich das Männerasyl in der Pöschingstraße und das Frauenasyl in der Büchlerstraße.

Der Bau der von dem erwähnten Verein ins Leben gerufenen Anstalt ist nach allen Regeln der Kunst hergestellert. An ein für die Verwaltung bestimmtes und Beamtenwohnungen enthaltendes Verwaltungsgebäude gliedern sich die für den Zweck des Instituts besonders hergerichteten Mäntelheiten. Es wurde nur ein Erdgeschoss errichtet, so daß alle Räume zu gleicher Aufbodenhöhe liegen. Das Männerasyl nimmt 882, das Frauenasyl 400 Besucher auf. Eine große Schwierigkeit hatte die Verwaltung zu überwinden infolge des polizeilichen Verlangens, für die weiblichen Besucher einen besonderen Eingang zu schaffen. Diese Schwierigkeit konnte nur gelöst werden durch den Ankauf eines in der Stolbergerstraße belegenen Hauses, in welches ein besonderer Durchgang und Eingang zum Asyl eingebaut wurde, während der für die männlichen Besucher bestimmte Zugang in der Wiesenstraße gelegen ist.

Die innere Einrichtung des Gebäudes ist für Männer wie für Frauen — allerdings räumlich getrennt — gleichmäßig durchgeführt. Den Asylisten steht als erster Aufenthaltsraum die Sammelhalle zur Verfügung. Von hier führt eine Tür in den Baderaum und in die an diese anschließende Desinfektionsanstalt. Eine andere Tür führt in den Waschküchen, in dem 60 beziehungsweise 40 Waschbecken für Kalt- und Warmwasser Aufstellung gefunden haben. Aus beiden Räumen gelangen die Asylisten in die Speisehalle, in welcher zunächst an einem Schalter die Aufnahme — zu statistischen Zwecken — stattfindet, worauf am Küchenschalter die Speisen verteilt werden. In der Speisehalle haben Bänke und Tische Aufstellung gefunden, an welchen gegessen und gelesen werden kann; auch darf hier die Ausbesser-

ung von Kleidungsstücken vorgenommen werden, wozu die Materialien unentgeltlich erhältlich sind. Von hier aus verteilen sich die Asylisten in die Schlafsäle. Die Schlafräume haben feuerfeste Türen und werden durch Glühlampen erleuchtet, so daß die Nachtwache jeden Winkel des Asyls beobachten kann. Als Schlafstätte dienen Drahtbetten mit Drillichdecken.

Alle Räume sind mit Dampfheizung, elektrischer Beleuchtung und künstlicher Ventilation versehen, bei welcher die vorgewärmte frische Luft durch unterirdische begehbare Kanäle mittels Ventilators in die Räume hereingedrückt wird. Licht und Kraft wird selbst erzeugt durch eine liegende Dampfmaschine von 150 Pferdestärken, die direkt mit einem Dynamo gekuppelt ist.

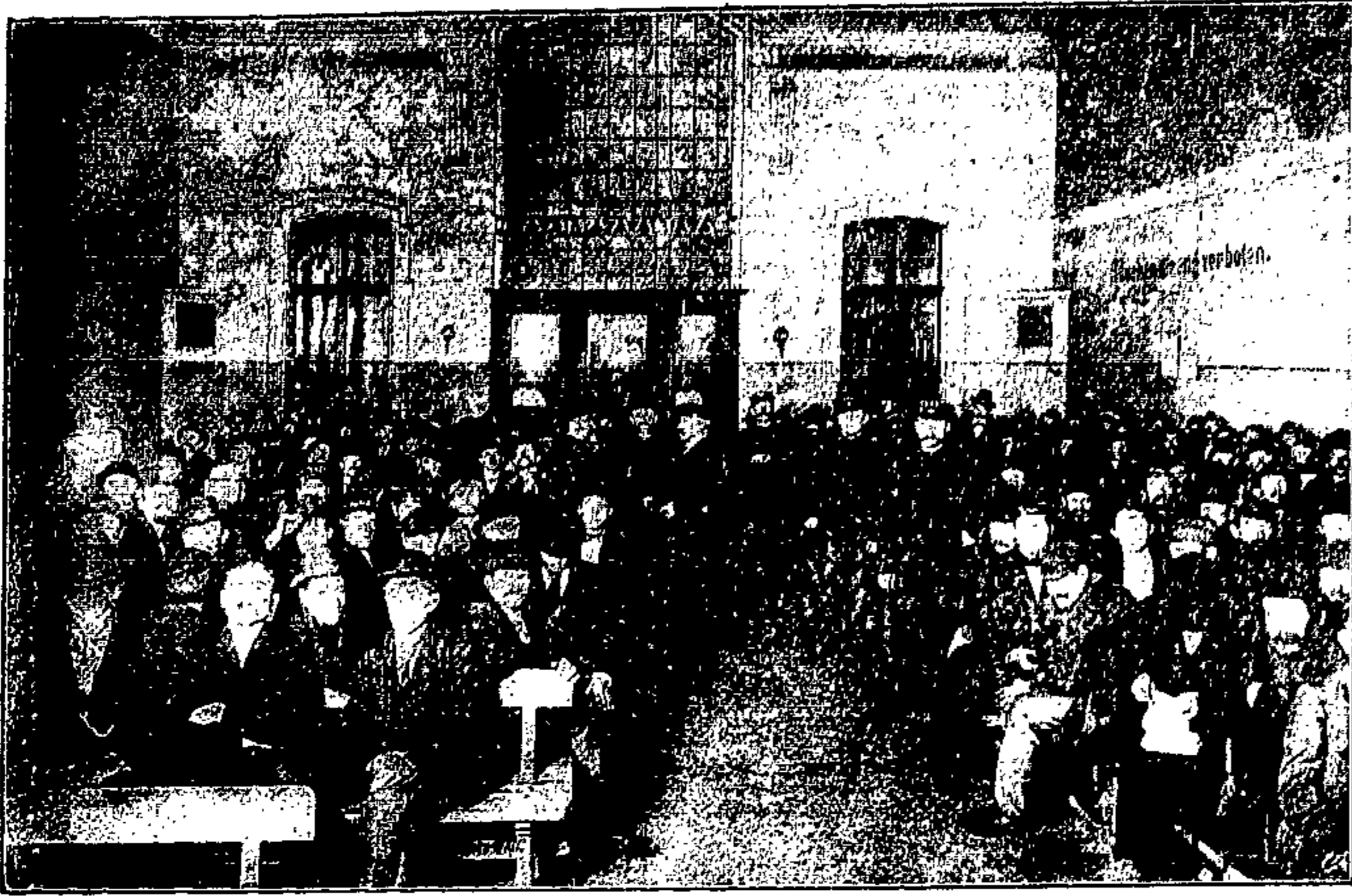
Großartig ist die Wäscherei eingerichtet, in der täglich einige Tausend Schlafdecken und ebensoviel Handtücher gewaschen werden müssen, da jeder Asylist täglich reine Wäsche erhält und eine Ausbreitung durch Krankheitsstoffe oder eine Uebertragung von Ungeziefer auf diesem Wege unmöglich ist. Das Auswringen der Wäsche besorgen Zentrifugen. In der Trockenanstalt ist ein Wollentrockenapparat aufgestellt, in welchem die Schlafdecken an eigens konstruierten Klammern aufgehängt werden, und nachdem sie 20 Minuten lang den überhitzten Raum durchlaufen haben, getrocknet am anderen Ende des Apparates herausfallen. In einer großen Küche dienen eine Anzahl Messer zum Kochen von Suppe, Kaffee und Milch.

So schön auch der Bau und die innere Einrichtung der Anstalt ist, das Wesentlichste sind und bleiben die Grundsätze, auf denen das Institut aufgebaut ist, nach welchen es geleitet wird und an denen unerschütterlich festgehalten wird. Wahrung der Anonymität und peinlichste Sauberkeit stehen in erster Reihe. Ungenannt und ungekannt soll das Elend über die Schwelle schreiten, sollen die Ärmsten der Armen wenigstens einige Stunden in ruhigem Schlaf die schweren Sorgen des Tages vergessen und sich stärken für den nächsten Morgen, für den schweren Kampf ums Dasein. Nicht eingetragen werden soll das Elend in Büchern, um die Leute, die sich wieder herausarbeiten, nicht an ihre schwere Zeit zu erinnern.

Kein Beamter darf nach der Hausordnung bei Strafe sofortiger Entlassung einen Obdachlosen andere Fragen vorlegen als: "Wie alt sind Sie?" "Wie oft haben Sie in diesem Monat das Asyl besucht?" Nur Betrunkene dürfen zurückgewiesen werden. Der Verein will die Hungernden sättigen, indem er ihnen abends einen Teller Suppe und ein Stück Brot reicht und den Obdachlosen eine Lagerstätte bereitet. Die Hilfsbedürftigen verlassen des Morgens das Asyl, wie sie am Abend gekommen.

Nicht bezahlen sollen sie die geringe Wohltat, die ihnen geboten durch ungewohnte Arbeit, zu der die Kräfte und Fähigkeiten vielleicht nicht hinreichen. Auch auf die Gefahr hin, daß sich mancher Unwürdige unter denen befindet, die das gastliche Haus ansuchen, so soll ihrerwillen die große Menge der verschuldet oder unverschuldet ins Elend Geratenen, für die die Zufluchtsstätten errichtet sind, nicht leiden. Der Verein fühlt keinen Verus in sich, Richter zu sein über Schuld oder Nichtschuld, er rechnet nur mit Unglücklichen. Und wenn sich so mancher aus der Tiefe wieder emporringt, so soll ihn nichts erinnern an die trübe Zeit, als das Bewußtsein, daß in der schwersten Stunde seines Lebens hilfsbereite Menschen ihm die Hand geboten, ohne etwas zu fragen, ohne etwas zu fordern, in echter wertvoller Menschenliebe.

Der Berliner Asylverein für Obdachlose will seine Besucher von dem Gefühl durchdringen lassen, daß er auch in den Ärmsten der Armen den Menschen achte und eine wahre Freundschaft biete. Daß nach diesen Grundsätzen verfahren wird, dafür bürgen zwei vom Verein eingele-



In der Sammelhalle für Männer.

ehrenamtlich tätige Kuratoren, von denen Paul Singer als Kurator des Männerasyls unseren Lesern bekannt sein dürfte.

Ein hoher erzieherischer Wert liegt in der peinlichsten Sauberkeit des Instituts. Wer jemals Gelegenheit genommen hat, das Asyl zu besuchen, wird freudig überrascht gewesen sein, wie es in allen Räumen blüht und spiegelt. Der Verein will damit erreichen, daß die Unglücklichen, die mit Schlamm und Schmutz bedeckt zu ihm kommen, sich in den behaglich erwärmten Räumen wohlfühlen und zur Keilichkeit erzogen werden.

Es ist erreicht worden, daß der Prozentsatz der Badenden immer größer geworden und daß außerdem das Vereinsasyl von Epidemien verschont geblieben ist. Nach einer Frequenzstatistik für die 40 Jahre seines Bestehens, vom 3. Januar 1869 bis 31. Oktober 1908, hat der Verein 1 048 774 Frauen und Kindern und 5 422 816 Männern, zusammen 6 471 590 Personen, Obdach gewährt.

Man kann von dem Asylverein nicht reden, ohne auch mit einem Worte seines Begründers, Herrn Gustav Thölde, zu gedenken, der am 10. Oktober sein 91. Lebensjahr vollendet hätte, aber am 23. Juli d. J. die Augen für immer ge-

schlossen hat. 41 Jahre lang hat dieser Mann nur dem Ziele gelebt, den Obdachlosen zu helfen und sie zu schützen.

Das war ihm Lebensaufgabe. Ohne jede Nebenabsicht aus reinster Menschenliebe hat sich dieser prächtige Mensch, der über ein reines Gemüt wie ein Kind verfügte, der Asylvereinsbewegung gewidmet und den Asylverein durch zahlreiche Taten und Klippen hindurchstern helfen. Bis zu seinem Todestage bekleidete Herr Thölde das Amt des Vorsitzenden, und in weiten Kreisen der Berliner Bevölkerung hat sich der nunmehr Verstorbenaufrichtige große Sympathien erworben. Seinem Wunsche gemäß wurde seine Leiche in der Sammelhalle

des Asyls, in welchem sich allabendlich die Obdachlosen einzufinden pflegen, aufgebahrt, um nach einer kleinen Trauerfeier einem Krematorium zum Zwecke der Verbrennung zugeführt zu werden.

Der Verein ist auch von Angriffen nicht verschont geblieben. Wiederholt ist versucht worden, die Anonymität zu beseitigen. Der Vorstand des Vereins hat diesen Absichten gegenüber fest und bestimmt erklärt und zwar den Polizeipräsidenten v. Madai, v. Nitzthofen und seinen Nachfolgern: „Wenn Sie uns Ihre Vertreter ins Haus schicken, schließen wir unsere Asyls und Sie müssen dann selbst die Obdachlosen unterzubringen suchen.“ Daraufhin ließ man den Verein in Ruhe.

Das Asyl des Vereins ist seinen Einrichtungen und seinen Grundrissen nach in der Tat eine Musteranstalt und steht in wohlwollendem Gegensatz zu dem von der Stadt Berlin errichteten und unterhaltenen Asyl und Obdach in der Fröbelstraße, wo die Polizei die Papiere durchstöbert, wo in neuester Zeit der vom Pastor Bodelschwing geforderte Arbeitszwang als Entgelt für erhaltenes Nachtlager im Schwange ist. Die Mittel für die Unterhaltung des Instituts werden freiwillig durch besserstufierte, uneigennützig Berliner Bürger aufgebracht, Zinsen von Legaten und regelmäßige Beiträge der Mitglieder in Verbindung mit einer städtischen Subvention bilden die finanzielle Unterlage für den Anstaltsbetrieb.



Baderraum für Männer.



Männerabteilung: Esstalle.

Ueber einen „hohen Protektor“ verfügt der Verein nicht. Wie er darüber denkt, erhellt aus einer Begebenheit, die uns vor Jahresfrist der schon erwähnte Begründer des Vereins, Gustav Thölde, in seinem Bureau, wohin er einige Vertreter der Presse geladen hatte, erzählte. Es sei im Jahre 1869 kurz nach Eröffnung des ersten Asyls gewesen, die Königin Augusta hatte sich von ihm die Einrichtungen zeigen lassen und sei ob der peinlichen Sauberkeit ganz entzückt gewesen. Bald danach sei ein Herr in seiner — Thölde's — Wohnung erschienen und habe sich unter den nötigen Kratzfüßen als Hofstaatssekretär der Frau Prinzessin Karl von Preußen vorgestellt. Er habe darauf gesagt, bei Hofe würde so viel Nühliches und Lobenswertes über den Verein gesprochen, „Ihre Königliche Hoheit, die Prinzessin Karl von Preußen, würde sich gern mit einem namhaften Beitrage an den Unterhaltungskosten des Asyls beteiligen“, worauf er erwidert habe: Das freute ihn, der Verein brauche viel Geld und würde jede Unterstützung dankbar annehmen. Darauf der Hofstaatssekretär: „Würden Sie denn keine Protektorin für Ihren Verein wählen?“, worauf er die Antwort gegeben habe: „Unsere Protektorin ist die Bevölkerung von Berlin!“ Der Hofstaatssekretär entfernte sich und der Verein hat den in Aussicht gestellten Beitrag der Frau Prinzessin Karl von Preußen nie erhalten. —



Schlafsaal für Männer.



Frauenabteilung: Sammelraum.

Das wirtschaftliche und soziale Leben in China.

Von Edmund Fischer.

(Schluß.)

Ein städtischer Handwerker, Kaufmann oder Arbeiter, der keinen landwirtschaftlichen Boden mehr besitzt, arbeitet für den Markt oder für andere im Lohn, aber die Verarbeitung des Reises, die Herstellung der Reiskuchen, die Herstellung der Kleiderstoffe und die Zubereitung der Konserven, somit der wesentlichsten Nahrung und Kleidung, geschieht noch allgemein im Hauswerk, im genossenschaftlichen Betriebe, mit gemeinsamen Werkzeugen, einer gemeinsamen Werkstätte und Küche, die Naturalwirtschaft herrscht somit in China immer noch vor.

Mit der Zunahme der Warenproduktion geht die Großfamilie ihrer Auflösung entgegen. Das städtische Proletariat kennt zum Teil diese Geschlechtsorganisation schon nicht mehr. Denn ist eine Familie so arm, daß sie sich nicht mehr ernähren kann, löst sie sich auf. Die Männer suchen Beschäftigung als Tagelöhner oder wandern aus, und durch den Weggang vieler Söhne und Enkel wird eine Großfamilie schon so geschwächt, daß sie nicht mehr bestehen kann und in viele Teile zerfällt. Der Lohnproletarier hat auch keinen festen Wohnsitz mehr, er muß bald da, bald dort arbeiten können und der Proletarier wird zuerst die alte patriarchalische Familienform zer Sprengen. Aber auch für den Handwerker, Fabrikanten und Kaufmann wird die Großfamilie immer hinderlicher, und in den Städten schreitet die Auflösung der Großfamilie

rasch vorwärts. Eine nicht geringe Anzahl der städtischen Bewohner sind auch schon ohne jedes Hauswerk, sie kaufen sich alle Konserven, das Fleisch, den Reiskuchen, wie alle übrigen Ver-



Gustav Ebdde.

darfsartikel. Aber sehr viele Stadtbewohner leben noch in den oben geschilderten Verhältnissen und die Dorfbewohner — d. h. also die große Masse des Volkes — noch ganz allgemein.

Der Ueberschuß der im Hauswerk hergestellten Produkte wird auch von den Dorfbewohnern auf den Markt gebracht. Entweder bringen sie ihre Waren auf einen städtischen Wochenmarkt oder Händler kaufen die Waren in den Dörfern auf. In den Städten gibt es zunächst eine Reihe Gewerbetreibende, die auf den Straßen herumziehen und sich zur Arbeit auf der Stör anbieten. Sie machen meistens nur Reparaturarbeiten. Eine zweite Klasse der Lohnwerker bilden die im Nangemerbe, der Sargmacherei, der Grustherstellung und Schneiderei Beschäftigten. Vermsarchitekten werden in China nur selten zum Bau eines Privathauses herangezogen. Wenn ein Chinese sich ein Wohnhaus bauen will, so schreibt er einem Obermauerer (Voller) genau vor, wie das Haus gebaut werden soll, er kauft alles Baumaterial, verköstigt die Arbeiter und zahlt ihnen jeden Abend nach dem Abendessen den Lohn aus. Nach der Vollendung des Hauses wird ein Festessen für sämtliche Arbeiter veranstaltet. Ebenso wichtig, wie die Mauerarbeiten, sind die Sargmacher, Tischler, Schnitzer, Maler. Denn die Frage des Begräbnisses und alles damit Zusammenhängende ist für den Chinesen schon bei Lebzeiten eine der wichtigsten Sorgen. Bereits im 40. Jahre beginnt er damit, Geld für sein Begräbnis zu sparen. Er kauft sich dann das zum Sarge nötige Holz, sechs bis zehn nur geschnittene Bretter. Dann läßt er der Reihe nach den Tischler, Schnitzer und Lackierer kommen, die ihm den Sarg herstellen, wozu sie zusammen etwa 15 Tage Arbeit gebrauchen. Die Fertigstellung des Sarges dauert aber ein halbes Jahr



Schlafsaal für Frauen.



Frauenabteilung: Waschkraum.

gegen das langwierige Trocknen des Lacks. Ebenso wie um den Sarg kümmert sich der junge Chinese um seine Begräbnisstätte. Er kauft sich irgendwo auf dem Lande einen kleinen Platz; ist er Grundbesitzer, so wählt er diesen in seinem Besitzum aus, freilich nur auf dem Dorfe. Dort wird die Gruft gemauert, später der Sarg hineingestellt und mit Erde zugeschüttet; oben darauf kommt ein Steindenkmal. Diese Arbeiten werden vom Maurer und Steinmetzen geliefert, die ebenfalls als Lohnarbeiter im Tagelohn arbeiten. Die Schneider arbeiten noch allgemein auf Stör im Tagelohn, die Stoffe und die Großwerkzeuge dazu liefert die Hausfrau. Reiche Leute lassen sich zum Teil noch alles, auch die Kunstgegenstände, im Hause anfertigen. Die Zahl der Kunstlohnwerker ist in den Städten auch ziemlich zahlreich. Auch wenn sie ein großes Vermögen besitzen, so ziehen sie es doch vor, als Lohnwerker in den vornehmen Familien zu arbeiten, denn selbständiger Handwerker mit eigener Werkstätte zu werden. Die Kunstfertigkeiten werden in den Familien weiter gepflegt, auch rücksichtlich der Motive. Die Werkzeuge, die dem Hausherrn gehören, werden bei seinem Tode sehr oft der Geschlechtshalle geschenkt. Das Großgerät wird ebenfalls geliefert, gearbeitet wird im Hofe. Der Arbeitgeber fragt nicht, in wieviel Tagen der Lohnwerker die Arbeit erledigen kann, er will vor allen Dingen, daß die Arbeit künstlerisch ausgeführt werde. In dieser Weise wurden die Kunstwerke, wie alte Bronzewaren oder Holzschnitzerei, aus der Sung- und Ming-Dynastie hergestellt. Aber dieses Kunstlohnwerk ist im Schwinden, und in einigen Jahrzehnten wird kaum noch etwas davon übrig sein. Die meisten reichen Familien lassen ihren Bedarf jetzt schon beim Kunsthandwerker machen, der mit Gesellen in eigener Werkstätte arbeitet.

Neben Hauswerk und Lohnwerk gibt es in den chinesischen Städten ein zahlreiches Handwerkertum, das in Werkstätten arbeitet und in Gilden organisiert ist, welche die Pflichten der einzelnen Mitglieder zueinander und das Verhältnis der Handwerker zu den Kunden regeln. Das Gildenwesen ist überhaupt in China sehr ausgebildet, und es finden sich, wie in Europa im Mittelalter, heute noch in China die Vernunfttätigen vom Großkaufmann bis zum Lastträger in Gilden zusammen, die auch den Zweck gegenseitiger Unterstützung haben. Auch Handwerker genossenschaften kennt China. Mehrere Handwerker arbeiten dann gemeinsam in einer Werkstätte, entweder für den Markt oder für einen Kapitalisten, einen Großkaufmann. Sehr verbreitet sind die Verfertiger von Papierlaternen, die nicht nur in der Wohnung, zu Festlichkeiten und Beerdigungen, sondern auch zum Ausgehen am Abend gebraucht werden, da die meisten Städte noch keine Beleuchtung haben. Gearbeitet wird bei den Handwerkern meistens 11 bis 12 Stunden pro Tag.

Die Arbeitsweise und Lebensverhältnisse der Handwerker sind natürlich, je nach ihrer Wohlhabenheit und der Größe des Betriebes, verschieden. Die Holzschnitzer sind zu einem großen Teil Gesellschaftsholzschnitzer, das heißt sie bilden eine Produktivgenossenschaft und arbeiten gemeinsam in einer Werkstätte. Bei ihnen herrscht die weitgehendste Arbeitsteilung. Ein Zeichner macht die Entwürfe, dann geht die Arbeit von Hand zu Hand. Während der Arbeit sitzt ein Tischler oder Schnitzer neben dem anderen, wobei einer dem anderen den teilweise fertiggestellten Gegenstand zur weiteren Verarbeitung übergibt. In einigen Gesellschaftsholzschnitzereien findet sich eine 20- bis 25fache Arbeitsteilung! Dieselbe Arbeitsteilung herrscht auch bei den Eisenhandwerkern, welche Werkzeuge und dergleichen Gegenstände herstellen. Zahlreich sind auch die Verfertiger

von Kupfer- und Zinnwaren, die für religiöse Zwecke gebraucht werden, und die Gold- und Silber schmiede. Die meisten Handwerker haben auch einen Laden, in dem sie ihre Waren feilbieten.

Aus dem ländlichen Hauswerk hat sich bereits eine ziemlich starke Hausindustrie entwickelt — ganz so wie einst in Europa. In den ländlichen Großfamilien werden Kleiderstoffe, Matten, Hüte, Schuhe, Schirme usw. gefertigt und an Verlegern verkauft, die sie auf den Markt bringen und besonders auch nach Europa exportieren. Auch die Seidenstickerei ist Hausindustrie, die in den Städten von den Frauen und Töchtern der Handwerker, Kaufleute usw. betrieben wird. Nebenbei entwickeln sich bereits Fabriken, Spinnereien, Webereien, Seifen- und Kerzenfabriken usw., ihre Zahl ist aber noch sehr gering.

Der Verkauf der Waren vollzieht sich in China, wie in europäischen Städten, meistens in Läden. Sodann aber durch Hausierer und auf Märkten, die besonders auch an den zahlreichen Festtagen auf den freien Plätzen vor den Tempeln abgehalten werden. Bank- und Kreditgeschäfte kennt China nur als private Unternehmungen, die durch keinerlei Gesetze geregelt sind. Der Zinsfuß beträgt in China bei monatlicher Zahlung noch 8-12 Proz.

Ein reiner Tor.

Ich bin so lange im Dunkel geschritten,
Ich habe des Schwersten genug erlitten,
In schreiender Armut mich wundgerieben:
Wo ist meine heimlichste Sehnsucht geblieben?

Einst wollt' ich den hellen Morgen sehn,
Gleich ihm in leuchtender Schönheit erstehn,
Der Sonne entgegen drängte mein Flug —
Vorbei die Träume — es ist genug!

Nun gönnt mir den Becher kühnenden Weins,
Ich ertränke in ihm alle Herbe des Seins,
Nur warten will ich und schauen ins Land,
Ein reiner Tor, der den Weg nicht fand.

A. Chr. Graf.

Ueber die Wohnungsverhältnisse erzählt Dr. Kyo-Ching Tsur, daß in Ningpo der monatliche Mietpreis für ein mittelgroßes Haus einen Dollar betrage, während in Shanghai, wo zwei Fünftel des Bodens in den Händen weniger großer ausländischer Firmen sich befinden, für ein gleiches 5 Dollar monatlich zu zahlen sind. In China ist übrigens die Größe des Grundbesitzes durch das Gesetz beschränkt. Aber diese Schranken scheinen nicht besonders eng zu sein! Unter einem mittelgroßen Haus ist in China ein Haus mit zwei Stockwerken, jedes zu 2 Zimmern, zu verstehen. Diese mittleren Häuser sind in den Städten die häufigsten, da fast alle Handwerker und Arbeiter in solchen wohnen. Die Räume sind in der Regel 4—5 Meter breit und 6—8 Meter tief; die Höhe ist selten 3 Meter. Hinter jedem Gebäude liegt ein kleiner Garten. Bei den Handwerkern muß der Lehrling in der Werkstatt schlafen — damit nichts gestohlen werde! Die Ernährungsverhältnisse in China schildert der chinesische Verfasser des oben genannten Buches wesentlich anders, als sie nach den Vorstellungen in Europa sein soll. Er sagt, in Europa habe man eine irrtümliche Auffassung über die Ernährungsverhältnisse der unteren Klassen in China, und er gibt als typisches Beispiel den Speisezettel eines Handwerkers für 10 Tage an. Allgemein sind mindestens drei Mahlzeiten täglich üblich. Zum Frühstück —

etwa 7 Uhr — gibt es Reislonge (eine Reis-suppe mit Würstchen). Von dieser isst jeder Arbeiter nach Belieben essen. Dann es in zugeteilten Portionen abwechselnd gebratene Bohnen, konservierte Gemüse, wie weiße oder weiße Mohrrabi usw. Zu den beiden Hauptmahlzeiten, mittags um 12 Uhr und abends um 6 Uhr, gibt es stets gekochten Reis in beliebiger Menge. Dann kocht man zu Mittag fünfmal in zehn Tagen Schweinefleisch, einmal frischen, einmal gesalzenen Fisch, einmal dann vom Schwein, einmal Schweinefleisch, außerdem noch Hagen oder Milch von See, einmal Geflügel, meist Ente. Dabei steht eine Schüssel Suppe auf dem Tisch, aus der alle gemeinschaftlich essen, und zwar nicht von derselben, sondern während der ganzen Mahlzeit. Zu Abend gibt es daselbe wie am Mittag, oft auch noch Eier und Fisch. Die Städte sind die Fleischportionen reichlich. Das ist im allgemeinen.

Eine gewerbliche Kinderarbeit in China noch äußerst selten. Interessant ist, daß China auch eine Witwenversorgung hat, wie sie kein europäisches Land aufweist. Sie baut sich ebenfalls, wie das ganze chinesische Leben, auf den Geschlechter-Organisationen auf. Alle Witwen unter 60 Jahren erhalten von der Geschlechtshalle, der ihr Mann angehört, nämlich eine Unterstützung in Naturalien wie Reis, Baumwolle oder Geld. Daneben müssen sie noch etwas verdienen. Die Witwen unter 60 Jahren erhalten ihren vollen Unterhalt von der Geschlechtshalle, in Ningpo jährlich an 10 Dollar, was für chinesische Verhältnisse „reichend“ sein soll. Solange die Großfamilie besteht, ist eine Witwe mit ihren Kindern ja überhaupt versorgt. Ebenso „patriarchalisch“ ist die Witwenversorgung. Kinder ohne Eltern nährer und auch Kinder armer Eltern werden von Beamten und reichen Kaufleuten übernommen oder gekauft und müssen dann im Hause ihres Herrn Hausarbeit verrichten. Vom 16. Lebensjahr ab erhalten sie einen Lohn und mit dem 24. Lebensjahr erlangen sie ihre volle Freiheit.

Das wirtschaftliche und soziale Leben zieht sich also heute noch im wesentlichen in den alten Schichten, die von den Sippen, den Geschlechtern, Blutsverwandten gebildet werden. Durch die Großfamilien und die Geschlechtshallen wird die Produktion und der Konsum geregelt, werden die Witwen, Waisen und Armen untergebracht, der allgemeine Schulunterricht besorgt, auch Kunst und Wissenschaften gepflegt. Für die öffentliche Verwaltung bleibt fast alles das Steuer-, Polizei- und Gerichtswesen. Die regierende Klasse besteht aus Leuten, die in öffentlichen Staatsexamen abgelehrt haben. Dieses Examen ist einem jeden zugänglich, nur er die vorgeschriebene Bildung besitzt. Fast jede Großfamilie oder mindestens jede Geschlechtshalle läßt nun einen oder mehrere ihrer Angehörigen, die Begabung zeigen, auf gemeinliche Kosten ausbilden, damit er das Staatsexamen mache. So ist unter den Mandarinen fast jede Großfamilie vertreten. Der Gelehrte spielt eine innerhalb seiner Sippe eine besondere Rolle. Er ist der Leiter des Ahnendienstes und der Hüter in sittlichen und Unterrichtsangelegenheiten der Familie. Er vertritt sogar in einem Provinz sein Angehörigen als Rechtsanwalt. Hat er sein Examen bestanden, geht er in die Hauptstadt einer Provinz als Anwärter für eine Beamtenstellung.

Mit der Entwicklung der kapitalistischen Produktion lösen sich in China die Großfamilien und Familienverbände auf, die Klassenbildung nimmt schärfere Formen an, die alte patriarchalische Ordnung geht in Trümmern und mit der geplanten Verfassung beginnt die Entwicklung des neuen politischen Oberbaues über die sich verändernden Produktionsverhältnisse.

Der Scheintote.

Eine Erinnerung aus einem märkischen Industriedorf. Erzählt von H. Schmit.

(Fortsetzung.)

Im Trauerhause lacht stummelnd; den Anwesenden darzulegen, daß das Schwitzen der Leiche ein ganz natürlicher Vorgang sei. Die Leiche hätte zuvor in einem kalten Zimmer gestanden und sei hierauf in eine erwärmte Stube transportiert worden, deren Temperatur durch die Anwesenheit der vielen Menschen sich noch mehr erhöht habe. Es sei unter diesen Umständen ganz klar, daß sich auf den kalten Körper Wasserdampf niederschlage. Man möge nur einmal einen Versuch mit einem beliebigen Steine machen. Auch der werde zu „schwitzen“ beginnen, wenn man ihn aus dem kalten Frost wetter in die warme Stube bringe.

Mit diesen Ausführungen kam aber Strunholz bei der ältesten Tochter Gieses schlecht an. „Papa ist doch kein Stein! Papa ist Scheintot! Papa lebt!“

Und im höchsten Diskant singt sie hinzu: „Legt ihn ins Bett, er erkaltet sich ja!“ Hierzu wollte sich allerdings keiner verhalten. Die aufgeregte Tochter drang auch nicht weiter darauf, daß man ihrer Aufforderung nachkomme. So verblieb denn Vater Giese in seinem Sarge.

Krumholz aber behauptete hartnäckig weiter, daß Vater Giese mauertot sei. Allerdings, setzte er hinzu, müsse nun nochmals eine ärztliche Untersuchung vor sich gehen. Dies sei schon deshalb nötig, um die Gewissen der Anverwandten zu beruhigen. Man müsse auch jetzt der sonst nie aussterbenden Mär, daß Vater Giese bei lebendigem Leibe begraben worden sei, durch eine erneute Untersuchung die Spitze abbrechen.

Darauf ging man dazu über, durch bekannte vollstündliche Experimente Untersuchungen anzustellen, ob man denn nun in Vater Giese einen Lebenden oder einen Toten vor sich habe. So träufelte man heißen Siegellack auf die entblößte Brust des Toten. Aber die erwartete Wirkung blieb aus. An den betropften Stellen entstand keine Rötung der Haut; sie behielt ihre bläulich-blaße Färbung.

Der Tote ließ die Prozeduren geduldig über sich ergehen. Sein Gesicht behielt seinen friedlichen Ausdruck.

Unterdessen entwickelte sich schrägüber vom Trauerhause, drüben im Brohjeschen Gasthause, ein reges Leben. Auch die Musikanten waren hinübergegangen. Sie hatten nun bis abends um sieben Uhr Pause. Vielleicht aber kam bis dahin der Doktor; die Beerdigung mit Musik konnte dann immer noch vor sich gehen.

Mit den Musikanten betraten auch noch andere, Leidtragende und sonstiges Dorfpublikum die Wirtschaft. Und Vater Brohje, dem der Verstorbene bei Lebzeiten nie etwas hatte verdienen lassen, machte ein schönes Geschäft. Schminzeln füllte er immer wieder die leergewordenen Gläser.

Die lebhafteste Unterhaltung drehte sich selbstverständlich um den sensationellen Fall. Manche neigten der Ansicht zu, daß Vater Giese wohl doch tot sei. Andere wieder priesen es als ein großes Glück, daß der Pastor gekommen sei. Sonst hätte man totficher einen lebendigen Menschen begraben. So 'ne stüdierten Leute hätten doch mehr weg. Die sähen so was gleich. Und wenn man weiter nachdenke, dann stimme es wohl doch, daß Vater Giese nicht tot sei. Schon der plötzliche Tod lasse darauf schließen, daß Giese bloß Scheintot sei. Er sei doch gar nicht so alt und sonst auch immer kräftig gewesen.

Und anschließend verschob sich die Unterhaltung auf ähnliche schon vorgekommene Dinge. Dieser und jener gab eine Gruselgeschichte zum besten, bei der das Lebendigbegrabenwerden eine Rolle gespielt hatte. Aber immer kam am Schluß

das Gespräch wieder auf Vater Giese. Da war auch einer die Frage auf, ob denn nun Giese auch als wirklich tot zu gelten habe, wenn der herbeigerufene Arzt das nun nochmals feststelle.

Einzelne unterstellten dann den endgültigen Tod als selbstverständlich, aber hier entwickelte Vater Brohje seine eigene Meinung.

„Dat will ik jau seggen,“ dozierte der Alte, gemüthlich-behätigen Tones, „dat is mit olle Giesen jrade so, als wenn 'n Peerd die Roge hett. Wenn 'n Peerd die Roge hett, un der Tierarzt kommt und seggt, dat Peerd hett die Roge, denn hett 't noch lange nich die Roge. Da mußt ericht der Kreisierarzt komin', und wenn der seggt, dat Peerd hett de Roge, denn is 't ericht richtig waar. So is 't oof mit olle Giesen. Wenn da jeb der Arzt komin deicht und seggt, olle Giese is dot, denn is er noch lange nich dot. Da mußt erscht der Kreisfiffilus komin', und wenn der seggt: Giese is dot, denn is er dot.“

Die frühe Winternacht war angebrochen. Nur noch der helle Schnee leuchtete dem Dorfe Stellenweise nicht dichtlich liegenden Fensterläden. Der Mond, noch hinter Wolken versteckt, drängt gegen diese und wird sie jedenfalls noch verschonen. Dann wird es eine helle Sternennacht.

Das Leben im Dorfe hat abgeklaut. Oder vielmehr, es hat sich konzentriert. Nach vier Punkten. Bei Wehler im Gasthof sitzen die Musikanten und spielen zum Tanze. Ausgelassen dreht sich im Saale, einem früheren geräumigen Schaffstalle, die junge Welt im munteren Reigen. Die Klarinette kreischt ihre höchsten Töne, und der Tuba dröhnt und der Bass brummt.

In einem anderen Lokale spielt gleichfalls Musik zum Tanze auf. Hier sind es Musiker aus Berlin, die Streichmusik fidele. Auch hier dreht sich die junge Welt. Bauernjöhne, Zimmerer und Töpfer mit den Schönen des Dorfes. Und mancher schmucke Städter macht dem Dörfler das Mädchen streitig.

Bei Vater Brohje hat das Leben und der Verkehr etwas nachgelassen. Die Jungen sind zum Tanze, die Aelteren zum Abendessen. Nur noch vereinzelt diskutiert man. Aber Vater Brohje hat doch ein gutes Geschäft gemacht. Ein vergnügtes Schminzeln überzieht von Zeit zu Zeit das kugelrunde Gesicht.

Im Trauerhause herrscht nach wie vor ein lebhafter Verkehr. Immer noch erwartet man sehnsüchtig den Arzt. Der hatte versprochen, um sechs Uhr zu kommen, und nun war es bereits sieben Uhr.

Vater Giese aber schwitzt nicht mehr. Sein martialisches Gesicht ist wieder trocken. Ruhig und still liegt der Alte mit zufriedenen Gesicht in seinem Sarge. Seine Züge scheinen Gemüthung auszudrücken darüber, daß man noch noch keinem Tode so viel Wesens um ihn mache. Manchmal ist es, als husche ein schadenfrohes Lächeln über die starren Züge, als sichere in irgend einem Winkel irgend ein Kobold darüber, daß man den letzten Wunsch eines Verstorbenen nicht erfüllt und nun deshalb so viel unnötige Sorge und Aufregung habe.

Ein Schlitten klingelt durchs Dorf, ein angeführter der vorgeschrittenen Nachtzeit auffallendes Ereignis. Mehrere Leidtragende stürzen erwartungsvoll nach der Straße. Ihre Vermuthung bestätigt sich. Der Schlitten hält vor dem Trauerhause, hastig schwingt sich aus ihm eine schlanke Gestalt, durchschreitet nach einigen schnellen Fragen an die vereinzelt immer noch ausharren den neugierigen Gasser den Hof und betritt im nächsten Augenblick auch schon das hellerleuchtete Leichenzimmer.

Es ist ein noch junger Arzt, der sich nach kurzer, hastiger Begrüßung auch sofort an die Untersuchung macht. Wasserdampf, Handtücher sind schnell zur Stelle geschafft, einige aus Vater Brohjes Wirtschaft herbeigerufene Leichenträger leisten die nötigen Sandverladungen.

Der Arzt entblößt den Oberkörper des Toten und behorcht aufmerksam Brust und Rücken.

Die Spannung der Umstehenden wird belöst. Der Arzt schüttelt verneinend mit dem Kopfe: „Nein, nein, tot ist eben tot! Ihr Mann ist tot, Frau Giese. Daran läßt sich leider nichts ändern.“ Ein Schatten von Unmuth überfliegt dabei das Gesicht des jungen Arztes, daß man ihn einer bereits feststehenden Thatsache wegen nochmals konsultiert habe.

Frau Giese nickt nur bestätigend mit dem Kopfe. Sie will damit sagen, daß ihr der Arzt keine Meinung eröffne.

Auch die Kinder des Verstorbenen, selbst die etwas exaltierte älteste Tochter, sind über das erneute Ergebnis der ärztlichen Untersuchung nicht sonderlich überrascht. Nach der ersten Untersuchung über den vermeintlichen Scheintod des Alten hatte man sich mit dem wirklichen Tode des Vaters bereits wieder vertraut gemacht.

Doch die älteste Tochter hält es für nötig, nach außen hin wenigstens immer noch einen gelinden Zweifel am wirklichen Tode ihres Erzeugers zu marlieren.

„Ist er denn auch wirklich tot?“ Diese Frage glaubt sie noch stellen zu müssen.

Statt aller Antwort kramt der Arzt aus seinem Weste einige Instrumente hervor.

„Um Sie vollkommen zu überzeugen, daß es sich hier nur noch um einen Toten handelt und um Sie vollständig zu beruhigen, will ich Ihnen noch einiges demonstrieren, woraus Sie auf den Tod unweigerlich schließen können.“

Die nun vorgenommenen Messungen der Körpertemperatur des Toten ergaben, daß keinerlei höhere Körpertemperatur der Leiche innewohnte. Zum Schluß entblößte der Arzt noch eine lange, starke und vergoldete Nadel und versenkte sie bis zur guten Hälfte in der Brust des Toten, dort, wo das Herz sich befindet. „Sie sehen,“ so dozierte der Arzt weiter, „daß die Nadel völlig still steht. Wäre noch die geringste Herzthätigkeit vorhanden, dann müßte die Nadel eine, wenn auch noch so schwache, stoßweise-zuckende Bewegung ausführen.“

Der Arzt entfernt hierauf die Nadel aus dem Herzen des Toten und macht sich an die Reinigung seiner Instrumente.

„Den können Sie ruhig begraben. Der erwacht nicht mehr zum Leben.“

„Na, da wollen wir ihn aber auch heute noch beerdigen!“ Einer der Träger spricht es. Seine ungeduldigen Mienen zeigen, daß er diese Hinauszieherei schon längst herzlich satt hat.

„So spät noch?“ Der Feldwebel schaut dem Sprecher ungläubig in die Augen. Der aber zeigt, daß es ihm bitter ernst ist. Man könne sich doch morgen in der Werktagarbeit nicht versäumen, wo man heute schon stundenlang habe warten müssen. Zu dunkel sei es auch nicht. Der Schnee leuchte und im übrigen werde man auch sonst für die nötige Beleuchtung sorgen.

Doch der streng korrekte Sinn des Feldwebels für das Althergebrachte häumt sich immer noch gegen dieses Nachtbegräbnis. Es wäre doch nicht anständig, die Leiche bei Nacht und Nebel fortzuschaffen und noch dazu ohne geistlichen Beistand, denn man könne dem Herrn Pastor doch unmöglich zur Nachtzeit zumuten, an der Beerdigung teilzunehmen. Zu einem anständigen Leichenbegängnis aber gehöre auch der Pastor. Wenn man noch wenigstens Musik dabei hätte.

(Schluß folgt.)

Vom Prozeß Ludwigs XVI. Eine berühmte Engländerin des 18. Jahrhunderts, Mary Wollstonecraft, ist vor allem bekannt als eine der ersten Vorkämpferinnen der Frauenemanzipation. Zeitgenossin der französischen Revolution, weilte sie seit kurzem in Paris, als Ludwig XVI. seinem Ende entgegen ging, und wir haben ein interessantes briefliches Stimmungsbild von ihr über den Eindruck, den die Ueberführung des Königs zur Vernehmung aus dem Temple nach dem Konvent am 20. Dezember 1792 auf sie machte. Um 9 Uhr morgens passierte der König ihr Fenster. Schweigend ging es weiter durch leere Straßen. Die Stille ward nur hin und wieder unterbrochen von Trommelschlägen, die sie noch fürchterlicher machten. Die Nationalgarde schien, den Wagen eng umringend, ihren Namen zu verdienen. Die Leute drängten sich an den Fenstern. Aber sie blieben alle geschlossen; keine Stimme ward laut, noch sah unsere Augenzeugin irgendwelche kränkende Geste. „Zum ersten Male, seitdem ich auf französischem Boden bin, beugte ich mich vor der Majestät des Volkes und empfand Achtung vor der Angemessenheit seiner Haltung, die so völlig meinem Empfinden entsprach.“ Das gibt ein etwas anderes Bild, als die landläufigen Expektorationen über den entmenschten Pariser „Pöbel“ der Revolutionszeit.

Kraftübertragung statt Kohlentransport. Sehr viele natürliche Schätze werden von unserer Volkswirtschaft als unbrauchbar beiseite geworfen, weil sich ihre Ausnutzung nicht lohnt, weil anderweitig die



Josef Kalnz.

Einer der größten deutschen Schauspieler der Gegenwart ist am 20. September d. J. in Josef Kalnz gestorben. Nicht ganz 53 Jahre alt ist er einem Krebsleiden erlegen.

Stoffe in Hülle und Fülle vorhanden sind. Die Hochofengichtgase wurden früher nutzlos in die Luft entlassen. Heute treiben sie Großgasmaschinen, und die Koksöfen der großen Zechen liefern heute grobe Städte wie Essen und Bochum das Gas zur Beleuchtung und Heizung, das früher nur unvollkommen Verwendung finden konnte. Wagerkohle wurde früher oft unbenutzt auf die Halben geworfen; das geschähe auch jetzt noch meistens. Man ist jedoch auch schon hier auf einen glücklichen Gedanken gekommen. Sie aus dem Elisabethschacht in Tieritz, Nordwestböhmen, geförderte Braunkohle hatte sich im Vergleich zu anderen neuerdings in der Nachbarschaft gewonnenen Kohlen als zu minderwertig erwiesen, um verfrachtet werden zu können. Ihr Heizwert genügt jedoch zum wirtschaftlichen Betriebe eines auf der Grube selbst im Jahre 1909 errichteten Elektrizitätswerkes, das den Strom mit einer bereits 12 km langen Fernleitung verteilt. Das Verteilungsgebiet dürfte in absehbarer Zeit auf 35 km im Umkreise erweitert werden. Der Strom wird natürlich mit hoher Spannung (die auf 30 000 Volt erhöht werden soll) ferngeleitet. Es dürfte in Zukunft überhaupt mehr als bisher zu erwägen sein, diese Methode des Energie transportes in Anwendung zu bringen. Wenn es gelänge, die Wärmeenergie der Kohlen in Elektrizität mit günstigerem Nugeffekt umzuformen, würde die elektrische Energieübertragung als die einzige nur noch in Betracht kommen, denn Elektrizität läßt sich umgekehrt vorzüglich in andere Energieformen umwandeln. ke.



Bebel (links) und Bahlteich (rechts).



R. Zeffin (links) u. R. Luxemburg (rechts).

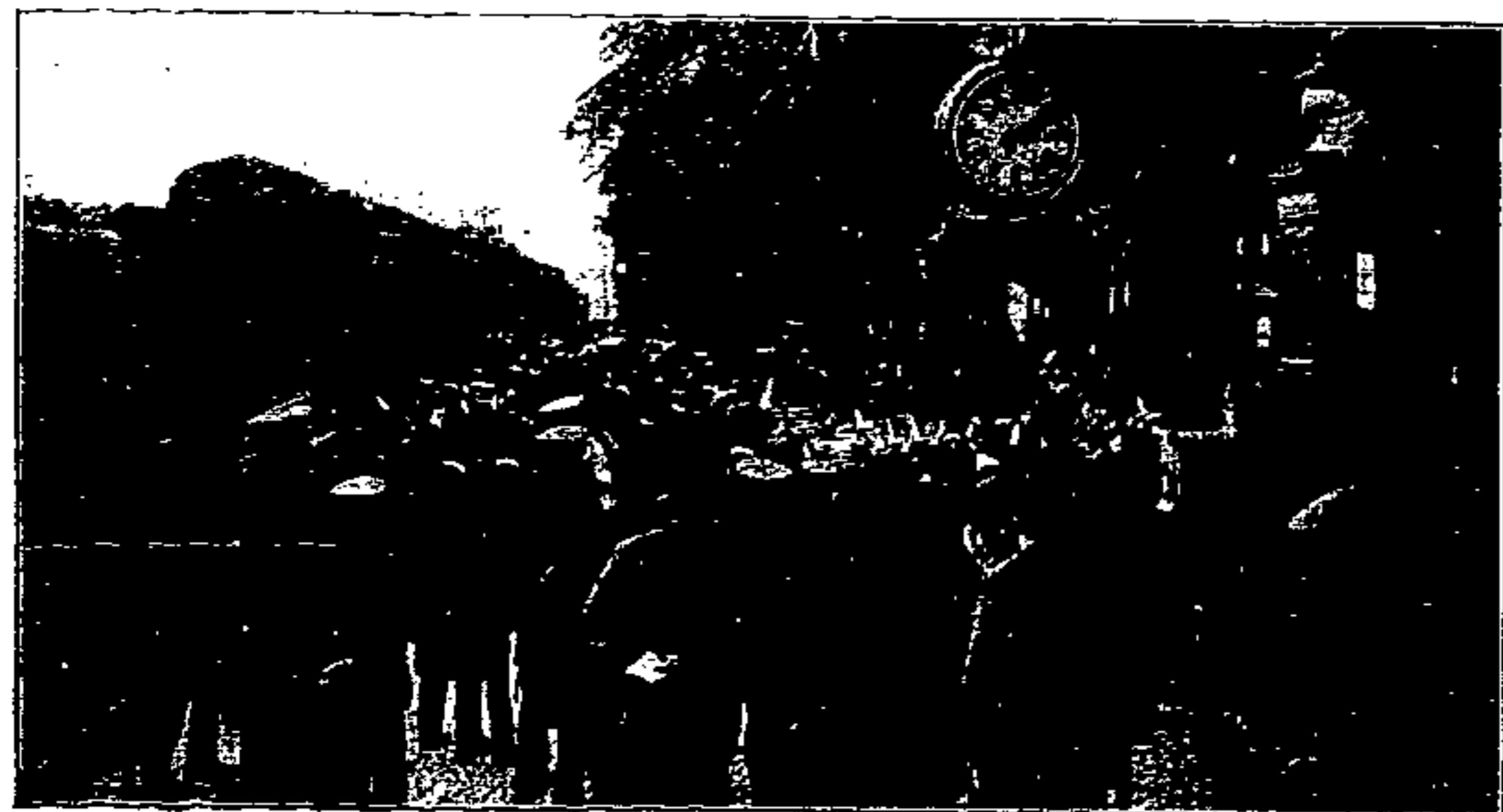


Reiz Hardie.



Dr. E. Frank (rechts).

Delegierte und Gäste des Magdeburger Parteitags.



Ankunft in Thale.



Der Aufstieg zur Walburgskirche.

Vom Ausflug der Magdeburger Parteitagdelegierten ins Bodetal.